

Amtliches Organ für sämtliche Bürgermeisterämter des Oberlahnkreises.

Vierteljährlicher Abonnementspreis 1 Mark 50 Pfg.
Durch die Post bezogen 1,50 Mk. ohne Bestellgeld.
Insertionsgebühr 15 Pfg. die kleine Zeile.

66. Jahrgang.

11. Sept. Aus Stuttgart wird gemeldet, dass in dem hiesigen Gefangenenlager befindlichen französischen Gefangenen haben aus freien Stücken unter sich eine Sammlung zu Gunsten des deutschen Roten Kreuzes veranstaltet, um ihre Dankbarkeit für die den Verwundeten geleistete Hilfe zum Ausdruck zu bringen. Der General-Commissar des württembergischen Armeefors hat die

Frankreich beruft die Dienstuntauglichen unter die Fahnen. Während bei uns das Angebot an Freiwillige

Auszeichnung des bekannten Fliegers, Helmut Dirth. Einer der bekanntesten deutschen Flieger, Helmut Dirth, der seit Kriegsbeginn bei der Fliegertruppe tätig ist, hat soeben auf dem Schlachtfelde in Anerkennung seiner hervorragenden Aufklärungsflüge, die er ungeachtet aller Gefahren mit einem Albatrosdoppeldecker weit in Feindesland hinein unternahm, das **Eiserne Kreuz** erhalten. Helmut Dirth, eine jugendlich schlanke Mannesgestalt,

widmete sich vor einigen Jahren der Fliegerei, erwarb im März 1911 das Flugzeugführerzeugnis und zeichnete sich bald durch seine fähigen Flüge aus. Er gewann u. a. den Rathreiner Preis, der als einer der ersten über eine lange Strecke (München—Berlin) führte, ferner die Oberheinfähigkeit 1911 und 1912 und den Fernflug Berlin—Wien. Auch bei den internationalen Wasserportflügen hat Girth die deutschen Farben erfolgreich vertreten.

Unsere Flotte und die Russen. Die russische Marine vermag unseren braven Kriegsschiffen keinen Respekt einzufößen. Das Verhalten unserer blauen Jungen zeigt vielmehr deutlich, daß sie ihr Verlangen, mit den russischen Streitkräften zur See anzubinden, kaum noch meistern können. Bis hinauf zum Vottnischen Meerbusen zwischen Rußland, Finnland und Schweden, also über den finnischen Meerbusen mit seinen Seefestungen Helsingfors und Kronstadt hinaus, stoßen unsere Kriegsschiffe der Ostsee vor. Auf einer solcher fähigen Wikingfahrten brachten sie gewissermaßen vor den Augen der feindlichen Kriegsschiffe einen russischen Handelsdampfer auf und versenkten ihn, nachdem sie vorher die Passagiere und die Besatzung an Bord genommen und in einem deutschen Hafen an Land gesetzt hatten. Angehörige feindlicher Nationen wurden nach dem Vorgange unserer Gegner zu Kriegsgefangenen gemacht.

Die Schleier lüften sich! Eine überraschende Mitteilung erzählt man der „Welt. Ztg.“ zufolge über die Vorgänge, die sich in den kritischen Tagen vor Ausbruch des Krieges im Zarenpalast abgespielt haben, durch die Agence Havas, einer jener Agenturen im Bunde mit Reuters, der man aber diesmal Wort für Wort glauben darf, da es sich um Vorgänge handelt, die das Zarenreich selbst bloßstellen. Danach hat nicht der Zar mit seinem Willen den Befehl zur Mobilisation erteilt, sondern dieser ist ihm von dem Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch ohne Wissen der übrigen Instanzen des Zarenreiches abgepreßt worden. Am 25. Juli, dem Beginn der Mobilisation, erschien der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch beim Zaren, der sein Vetter ist, und stellte ihm im Namen der Großfürstenpartei in schroffer Weise vor den Entschluß, entweder abzutreten oder die Mobilisationsorder zu unterschreiben! Über die Festigkeit dieser Auseinandersetzung schwirren die seltsamsten Gerüchte.

Am 25. Juli übergab dann der Zar seinem Vetter die Mobilisationsorder, darauf schloß er sich mehrere Tage in seine Gemächer ein, und empfing weder Esajonow noch den Kriegsminister. Während dieser Zeit konnte denn auch dem Militärbevollmächtigten erklärt werden, daß ein Mobilisationsbefehl noch nicht vorläge. Tatsächlich hatte niemand davon eine Ahnung als der Großfürst und der erpreßte Zar. Es gewinnt immer mehr den Anschein, als wenn die russische Großfürstenpartei, an der Spitze Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch, der jetzige Generalissimus, den Krieg nur heraufbeschworen hat, um nach seinem glücklichen Ende den schwächlichen Zaren zur Abdankung zu zwingen.

Die Marne Schlacht ist die dritte Schlacht größten Stils auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Die erste große Schlacht fand am 20. und 21. August unter Führung des Kronprinzen von Bayern zwischen Meß und den Vogesen statt. Der von den Franzosen versuchte Durchbruch durch unsere Front wurde abgelenkt und der Feind tief in französisches Gebiet nach Westen zurückgeworfen. Am 1. und 2. September wurden in Anwesenheit des Kaisers zwischen Reims und Verdun zehn französische Armeekorps in ost-westlicher Richtung zurückgeworfen. Die gegenwärtigen Kämpfe an der Marne, östlich von Paris, verfolgen ausschließlich den Zweck, auf den Feind einen Druck nach Süden hin auszuüben und ihn auf die Loire abdrängen.

Die große Schlacht südlich der Marne würde sich in der Gegend der großen Hünenschlucht abspielen, wenn die Franzosen nicht jetzt schon ganz Mittel-Frankreich räumen und sich nach dem äußersten Süden zurückziehen sollten. Die deutschen Armeen haben nach amtlicher Meldung des Generalquartiermeisters v. Stein die Marne überschritten und ihren Marsch nach Süden fortgesetzt. Wenn die Worte des französischen Generalissimus aber auch nur den geringsten Wert haben sollten, dann mußte sich General Joffre mit seinen Streitkräften südlich der Marne am Grand Morin den vorrückenden Deutschen entgegenstellen.

Ein Freundschaftsbeweis Bulgariens, den wir in dieser Kriegszeit nicht unterschätzen dürfen, den Deutschen und Österreichern gegenüber liegt darin, daß die Regierung in Sofia von den in die Heimat fahrenden deutschen und österreichischen Reservisten auf ihren Bahnen nur den halben Preis erhebt. Die Türkei würde zweifellos Bulgarien bald an ihrer Seite finden, wenn sie in einen Krieg mit Rußland hineingezogen sollte.

Amerika bleibt streng neutral. Gerüchten gegenüber, die das Gegenteil besagten, erklärte der amerikanische Botschafter in Berlin, Gerard, einem Vertreter der „Welt. Ztg.“, daß diese Gerüchte bärer Unsinns seien. Amerika denkt gar nicht daran, mit irgendjemand Krieg zu führen, sondern wird seine Neutralität auf das peinlichste und ernstlichste wahren. Wenn die Botschaft den Amerikanern rate, in die Heimat zurückzukehren, so habe das seinen Grund vornehmlich darin, daß die von der Washingtoner Regierung mit den nötigen Geldmitteln nach Europa geschickten Offiziere zur Zeit noch in Berlin seien. Sind die Offiziere wieder abgereist, so hat die Botschaft keine Möglichkeit, für die amerikanischen Bürger zu sorgen. — Wie energisch die Union ihrer Neutralität auch mit der Tat beweist, das zeigte sie, als sie den englischen Handelschiffen, die, wenn auch nur zur Verteidigung, mit Kanonen ausgerüstet sind, das Anlaufen amerikanischer Häfen verbot und die Anerkennung dieses Verbots durch die englische Regierung durchsetzte.

Ein Held. Auch unsere österreichischen Bundesgenossen führen den Kampf mit aller Energie und jeder Einzelne steht voll und ganz seinen Mann. Aus der Fülle der Helden auf dem östlichen Kriegsschauplatz nennt der Kriegsberichterstatter des „V. Z.“ den Infanteristen Julius Reif vom Landwehrregiment 31 in Teschen. Reif lief im vollsten Kampfe seinen Landsleuten voraus, entfernte die vom Feinde aufgerichteten Distanzpfähle und eroberte an der Spitze seines Kommandos eine russische Stellung. Er wurde dafür zum Korporal ernannt. Bald darauf hielt er inmitten eines Feuerregens mit nur 12 Mann aus, während die übrige Kompanie bereits fünfmal zurückgewichen war. Schließlich trieb er 100 Russen in die Flucht, durchbohrte den feindlichen Kommandeur mit seinem Degen und vernichtete mit einer kleinen Abteilung vier russische Maschinengewehrabteilungen. Er ist jetzt Feldwebel geworden und soll die silberne und goldene Tapferkeitsmedaille erhalten.

Der Großherzog von Sachsen-Weimar von Frankreich beschossen! Auf einer gefährlichen Fahrt in belgisches Gebiet, die der Großherzog von Weimar im Automobil unternommen mußte, nahm er sich von einem Wege haltenden Regiment einen Mann mit, der aus Großobringen in Sachsen-Weimar stammte und sich zur Begleitung seines Landesherrn freiwillig gemeldet hatte. Das gespannte Gewehr in den Händen, ging es vorsichtig vorwärts, auf einmal kam aus einem Gehöft von Zivilpersonen Feuer, die Schüsse schlugen in dichtester Nähe ein. Das Automobil anhalten, herausspringen, das Feuer erwidern, war eins. So trieben Landesherr und Infanterist Schulter an Schulter die Mordmörder zurück, und mit dankbaren Worten verabschiedete sich der Großherzog von seinem tapferen Begleiter. Vor ein paar Tagen fuhr das Automobil mit dem Großherzog vor dem Gashaus der Mutter des braven Infanteristen in Großobringen vor und bestellte von dem Sohn herzliche Grüße.

Die furchterlichen Alänen! Ein italienischer Berichterstatter schildert dem „V. Z.“ zufolge einen Besuch in der Umgebung von Paris in den düstersten Farben. Die ganze Gegend sei verändert, selbst man von dem Vordringen der Deutschen gehört habe. Besonders vor den deutschen Alänen sei die Angst geradezu entsetzlich, die Fenster, Türen und Türen der Vorstadthäuser sind geschlossen, die wenigen zurückgebliebenen Bewohner fürchten bei jedem Geräusch in der Straße die schrecklichen Alänen auslauchen zu sehen. Diese Angst ist hauptsächlich den Greuelmärchen der belgischen Zeitungen zuzuschreiben, die natürlich voller blutstarrer Berichte sind. Transportmittel sind in der Pariser Umgebung überhaupt nicht mehr zu haben, man sieht deshalb lange Karawanen müder Menschen aller Gesellschaftskreise zu Fuß die Landstraßen nach Paris ziehen, als handle es sich um einen großen Sommerausflug. Und allen schwebt die Frage auf dem Munde: Kommen die Alänen schon? Die Aussagen vorbeilegender flüchtender Soldaten sind ganz danach angetan, diese Furcht ins Unendliche zu steigern. Sie erklären, daß trotz ihrer schnellsten Flucht die Deutschen sie doch bald einholen würden, weil sie bedeutend schneller marschierten. Der Abstand zwischen ihnen würde täglich kleiner.

Beschlagnahme Guthaben feindlicher Staaten. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ weist amtlich darauf hin, daß durch die zuständigen militärischen Stellen die Guthaben und Forderungen der feindlichen Staaten beschlagnahmt und dem Reiche zur Eingezahlung überwiesen sind und daß die Abführung solcher Guthaben an die feindlichen Mächte verboten und unter Strafe gestellt ist. Das Privateigentum der Staatsangehörigen der mit uns Krieg führenden Mächte gilt dagegen als unverletzlich, solange nicht Handlungen feind-

licher Staaten Abwehrmaßregeln erforderlich machen. Die beschlagnahmten Staatsguthaben können auch nicht zu der Freilegung von Ansprüchen deutscher Staatsangehöriger auf die feindlichen Staaten, besonders zur Einlösung von Anleihen, benutzt werden, sondern müssen den allgemeinen Kriegsmitteln zugeführt werden.

Dem englischen Volk wird es unbehaglich zu werden. Immer lauter ertönt in den englischen Zeitungen die Forderung nach Aufklärung über die kriegerischen Ereignisse. Man gähnt zu ahnen, daß die Schweigsamkeit der Behörden Vorboten unheilvoller Nachrichten sein wird. Auch die englischen Kriegsberichterstatter noch immer nicht offen, sie zum Kriegsschauplatz zugelassen werden, erzeugt eine solche Verstimmlung. Man fragt bitter, ob man warten bis der Krieg vorbei sei. Dann würde man die Verhältnisse der Völkere aus diesen Verhältnissen gezogen und seine eigenen Kriegskorrespondenten nach dem Krieg hinüberschicken. Diese deutsch-amerikanischen Journalisten würden sicherlich mit Freuden von den Deutschen aufgenommen werden und die Folgen wären unabsehbar. Die Engländer wissen eben zu gut, daß es dann mit dem Schwindelberichten für immer vorbei wäre!

Keine Verlustliste. Am Mittwoch hat der „Deutsche Reichsanzeiger“ zum ersten Male seit drei Wochen eine Verlustliste nicht veröffentlicht.

Anbejagt um das leibliche Wohl unserer Soldaten in Feindesland können wir sein, nicht nur, sondern es findet sich auch, wie folgender, der „Tägl. Rdsch.“ entnommen Brief zeigt: Beim Erwachen stellte sich Hunger ein. Unserer Leute, von Beruf Koch, hatte inzwischen einen solchen Fiselbraten zurechtgemacht, den wir uns mit einem weichen Burgunder und Sekt schmecken ließen. Es gab es Kalbsleber.

Unsere Vergeltung. Die Anwendung der Dumm-Geschosse durch die feindlichen Truppen fordert eine der schärfsten Proteste unserer Regierung heraus, die sie zwingt uns auch zur Gegenwehr. Im „Tag“ lesen wir den durch die Notlage gerechtfertigten Protest der feindlichen Regierungen, die trotz aller weiteren diese gefährlichen Geschosse verwenden, am 10. Termin festzusetzen, von welchem an wir die wüthigsten Vorgehen durch tägliche Erschießung eines Gefangenen (2—500 Mann) beantworten, bis zu dem Zeitpunkt, wo Dumm-Geschosse nicht mehr angewandt werden. Diese Frage muß jetzt allerdings ernstlich erwogen werden, denn wie jetzt auch der Kriegsberichterstatter des „Tag“ überzeugen konnte, stehen in dem eroberten Montmorency Regale, die vom Boden bis zur Decke reichen, angeordnet gleichgroßen Paketen von Infanteriegeschossen, die von der Spitze ein mit Bohrmaschinen hergestellten von 4,5 Millimeter Weite und 7 Millimeter Länge zeigen! Auch die anderen in den Taschen der Soldaten vorgefundenen Geschosse sind, obwohl sie aus Niberg von reinem Kupfer tragen, innen nicht mit Eisen sondern mit einer messingartigen Harten gefüllt. Der weiche Kupfermantel kann natürlich die Dumm-Wirkung der Geschosse abmildern, und nach dem Verfahren des Ingenieurs Derguene offen gestellten Projektilen in der französischen Armee eingeführt worden sind, tritt ganz klar die Beweismittel sich zutage, Dumm-Geschosse anzuwenden!

Will Antwerpen sich selbst in den Flammen stürzen? In Antwerpener Zeitungen findet sich ein Ruf, der der Bevölkerung nahelegt, zu den Waffen zu greifen, mit dem Hinweis, daß sie wie feuergeißelte „guldernen Sporenschlachten“ auch diesmal den Feind in die Hände hinausjagen sollen. In den „Sporenschlachten“ Courtrai, wo im Juli 1302 die Flamen, und in der Schlacht von Marston, wo im August 1479 und in demselben Jahre 1518 Kaiser Maximilian I. über die Engländer siegten, beteiligten sich unter den grausamsten Methoden die Weibchen, Frauen und selbst Kinder, die Waffen in der Hand an den allgemeinen Kämpfen. Die Herausforderung dieser blutbesudelten Schlachten, die Namen und den Ruf der Bevölkerung zu den schändlichen Treiben haben die Antwerpener eine schwere Blutschuld auf ihr Gewissen geladen. Denn selbstverständlich wurde sofort ein schmerzhaftes Strafgericht über Antwerpen hereinbrechen, wenn die tödliche Einwohnerhaft sich zu solchem Wahnsinn hinreißen ließe. Möge durch die besonnenen Elemente in letzter Stunde das Schicksal von Antwerpen abgewendet werden!

Martin Gunder.

Roman von E. Dressel.

(Nachdruck verboten.)

Die milde Frau im Korbstuhl spürte nichts von der Kraft und Fülle des fruchtbarsten Spätsommertages. Ihr Siedtum stellte ihr Sein außerhalb der Lasten und Segnungen des irdischen Lebens.

Zenes emsige, fröhliche Wirken in Mähen und Gassen, das die Bebauung der eigenen Scholle in sich trägt, war ihr längst verjagt, obgleich sie den Jahren nach zu den Lebensrühmten gehörte.

Eine durch jähren furchtbaren Schreck entstandene Lähmung der Beinerven, die an dem Tage begonnen, da man ihr den blühenden Mann, vom Hufschlag eines stürzenden Pferdes zerschmettert, tot heimgebracht, hatte die staltliche Frau zu dem Schatten ihres früheren Selbst gemacht.

Dem Namen nach war sie freilich noch die angesehene Gunderhofbäuerin, allein im Hause schalteten willkürlich die Mägde, denen sie kaum mehr denn Scheinherrin galt, die Landwirtschast aber besorgte ebenso tüchtig als unbeschränkt der einzige Sohn.

Martin Gunder ehrte die Mutter, nur war seine Sohnesliebe, je kraftvoller und selbständiger er heranwuchs, mehr das tragende Milde des Starks, denn kindliche Unterwerfung und Anlehnung.

Sie wollte ihn auch nicht anders.

Sie war stolz auf den über seine Jahre starken gescheiten Burck, der als kaum Neunzehnjähriger sich energisch an seines Vaters leeren Platz gestellt und mit Kraft und Geschick den großen Hof gedeihlich führte, entgegen aller Unterwürfe der weissen Weiterschaft, die sich danach gedrängt, für den Winderjährigen zu wirtschaften und die Zurückweisung mit dunklen Drohsprüchen vergalt. Aber sie ließ die Familie reden und den Sohn gewähren und hatte es noch keine Stunde bereut.

Ihr durch den jähren Verlust des Mannes verlorren Gemüt klärte sich allmählich an der hellen Lebensfreudigkeit seines jungen Nachfolgers. Neidlos sah sie ihre verklümmerten Rechte in dem starken Sohn aufleben und fand sich so damit ab, ihre fast tatenlosen Tage im Umkreis des Hauses oder gar nur der engen Hast ihres Krankenzimmers abzuspinnen.

Draußen glühte eine warme Septembersonne, die den letzten Hafer golbig gereift. Die heißen Luftwellen trugen der einsamen Frau den würzigen Geruch von Korn- und Fruchtreise zu. Aus den vollen Scheunen klang der monotone Taktschlag der Dreschflügel hinüber, Gesang und Gelächter der Knechte und Mägde gaben dazu die muntere Begleitung.

Und die Frau im Lehnstuhl horchte jetzt in Qual auf diese volle Lebensmusik, die einst auch die ihre gewesen und kein Echo mehr in den verstummen Registern weckte.

Ein dumpfes Stöhnen brach aus ihrem Munde. Sie hatte heut einen besonders schlimmen Tag. Arge Nerven-schmerzen peinigten sie, vor denen die Resignation nicht standhielt. Die Einsamkeit, die Stille des Hauses wurde ihr unerträglich.

Die Leute waren sämtlich draußen beschäftigt; selbst die Hausmägde mochte irgendwo eine Hand leihen zu den drängenden Anforderungen dieser letzten Erntetage oder auch sie suchte draußen die lustige Gesellschaft, die ihr im Hause fehlte. Marianne Gunder ertrug die Todesstille und Einsamkeit um sie her nicht länger. Jäh setzte sie die in ihrem Bereich stehende Klingel in Bewegung.

Das laute Getöse verklang, ohne jemand herbeizurufen. Nichts regte sich im stillen Haus, aber draußen lärmte die frohe Lust weiter. Die Frau schleifte sich aus offene Fenster. „Stine — Guste!“ rief sie mit allem Stimmenaufwand über den Hof, zwei, dreimal, immer lauter, angefirengter. Zuletzt war es ein kreischendes Jäh, das dennoch machtlos in dem lauchenden Leben draußen unterging, wie der einzelne Laut im Herdengeschrei.

Möglich auch, daß die Leute nicht hören wollten auf den Ruf frunker Hilfslosigkeit. Die Bäuerin vermeinte es;

denn als nun die Lur ging und warm eintrat, den sie wenigstens erwartet hatte, da sie ihn auf dem Feld gesehen rief sie ihm aufgebracht entgegen: „Heißt das Bock auf dem Gunderhof? Niemand gehorcht mehr, und die Sonne scheint aus aller Ordnung. Noch steht die Sonne.“

Wer macht denn um vier Uhr Feierabend? „Reg‘ dich darum nicht auf, Mutter. Ueber kurzem sollst du dich darum nicht auf, Mutter.“

Wie so drunter und drüber auf dem Gunderhof, das wüthten die Leute eben, und — — —

Der junge, groß und kräftig gewachsene Mensch schaltete sich schweigend.

Die Mutter sah den Sohn unruhig an. Zu den jungen Schultern trug er die Bürde eines nicht kleinen, besitzes und dazu das Wohl und Wehe der ihm anvertrauten Leute, und so war er immer in ruhigem Ernst auf dem Weg gegangen, der jungen Würde beruht auf ihm selbst mit jedem Gedanken. Diese Wüthung in dem feinen, fundgeährten Gesicht mußte besondere Ursache haben.

„Was redest du da, Martin? Was meinst du da?“

„Ich?“ fragte sie ängstlich geworden.

„Daß ich jetzt erst mal drei Jahre lang den buntsten tragen muß, und der Hof derweil zum Dödel gehen stieß er hervor.“

„Der Vondrat — — —“, stammelte sie.

„Hat getan, was er kann. Dem darf ich nicht mehr als mit Bittvorstellungen kommen. Weißt du, daß auf seine Fürsprache hin wurde ich zweimal zum Nachfolger einer kranken Witwe einziger Sohn, die ihn bitter danken wir auch wohl hauptsächlich Vaters gutem Willen, denn der Vondrat hat immer große Stücke auf ihn gesetzt. Jetzt ist aber die Karre aus dem Dödel, und der Vondrat wo anders ran. Das kann auch der gute Vondrat nicht mehr ändern.“

„Drei Jahre!“ murmelte tonlos die Frau. „Ich leb ich ja nicht. Darnach findest du mich nicht mehr.“

Kokal-Nachrichten.

Weilburg, den 12. September 1914.

Im städtischen Krankenhaus starb gestern der Soldat eines württembergischen Regiments, der an einer Lungenentzündung erkrankt und hier in Pflege gegeben war. Der Verstorbene wird nach seiner Heimat überführt. Es fehlt an Zigarren. Unseren Soldaten im Felde die Zigarren aus und darum ergeht an uns, die im Ueberfluß schwelgen, die dringende Bitte, unsere Krieger recht bald und recht reichlich zu versehen. Empfiehlt sich, sie unermüdet bei den Zentralstellen einzuwirken, von wo aus sich die Weiterverteilung beschleunigen lassen wird. Es empfiehlt sich ferner, die Pflege vaterländischer Erinnerung bei Gelegenheit nicht allzuweit zu treiben. Die Liebeswerke von 1870 erfreuten sich eines nicht absonderlich hohen Rufes. Der Glaube, daß für die im Felde stehenden Truppen nur Zigarren von 5 Pfg. abwärts käuflich zu beschaffen sind, ist ein Irrtum, den man durch die Schaffung einer Zigarrenkommission beseitigen soll.

Kein Winterfahrplan 1914/15. Ein Winterfahrplan für den 1. Oktober bereits in seinen Grundzügen feststehend, als der Krieg ausbrach. Die meisten neuen Züge, die für den Sommer vorgesehen waren, sollten beibehalten und andere Verbesserungen eingeführt werden. Unter jetzigen Umständen ist natürlich keine Rede mehr von der Einführung eines neuen Winterfahrplans am 1. Oktober. Dagegen werden überall Verbesserungen von Fall zu Fall eingeführt, soweit es die Umstände erlauben und ein Bedürfnis dafür zeigt.

Provinzielle und vermischte Nachrichten.

Stuttgart, 11. Sept. Herr Hotelbesitzer Simons hier hat den bisherigen Namen seines Hauses „Viktoria“ in „Deutsches Haus“ umgeändert.

Wien (R. W. W.), 9. Sept. Ein hiesiger Einwohner des Dorfes im Alter von 54 Jahren, dessen 3 Söhne im Felde stehen, hat sich als Kriegsfreiwilliger beim Landwehrkommando in Beglar gemeldet und ist dem Landwehrbataillon Inf.-Mgt. Kaiser Wilhelm II. zugeteilt worden.

Wien, 11. Sept. Die Kartoffelernte hat in der hiesigen Gegend bereits ihren Anfang genommen und fällt überaus gut aus. Der Versand hat auch bereits begonnen. Am hiesigen Bahnhofe sind die ersten am gestrigen Tage verladen worden (Industrie), zum Preise von 100 Pfg. per Zentner.

Wien, 10. Sept. In einer am 7. d. Mts. unter Vorsitz des Herrn Landrats Dr. Daniels abgehaltenen Sitzung genehmigte der Kreistag einstimmig die Aufnahme einer Anleihe bis zu 200.000 Mk. bei der Landesbank zur Unterstützung hilfsbedürftiger Familien in den Militärdienst eingetretener Mannschaften.

Wien, 9. Sept. Der Landkreis Recklinghausen beschloß die Aufnahme einer 5 Millionen Mark-Anleihe für Kriegszwecke und außerordentliche Aufwendungen.

„Seh' Sie wohl!“ War da eben unser großer Held, der Engländer bekannt geworden. Ich stürzte mich auf den kleinen Siegesnachricht nach Hause. Da tritt mir ein kleiner Stoppel von sechs, sieben Jahren entgegen: „Was ist denn los?“ — „Junge!“ rief ich, ihm väterlich die Hand auf die Schulter legend, „wir haben die Engländer geschlagen!“ Und was antwortet mir der Frechling mit der gelassensten Miene von der Welt und mit ruhiger Handbewegung, als sei jemand über den Rinnstein gegangen? — „Seh' Sie wohl!“

— „Jo, wenn et ene Ruß gewäs wör.“ In Köln geriet ein Soldat eines Regiments, der in der ersten Reihe der Front stand, in eine gefährliche Lage. Er wurde von einem Russen gefangen und in die Hände der Feinde übergeben. Der Soldat, dessen Kopf ganz nicht gnädig davon gekommen war, erhob sich, schüttelte sich die schmerzenden Stellen, machte einen schmerzhaften Versuch, sich zu befreien, und sprach die letzten Worte: „Et es ald got! Et wor ene Preuß.“

Wien, 11. Sept. Die hiesige Polizei hat eine Anzahl von Soldaten, die in der ersten Reihe der Front standen, in die Hände der Feinde übergeben. Die Soldaten, deren Kopf ganz nicht gnädig davon gekommen war, erhob sich, schüttelte sich die schmerzenden Stellen, machte einen schmerzhaften Versuch, sich zu befreien, und sprach die letzten Worte: „Et es ald got! Et wor ene Preuß.“

Wien, 11. Sept. Die hiesige Polizei hat eine Anzahl von Soldaten, die in der ersten Reihe der Front standen, in die Hände der Feinde übergeben. Die Soldaten, deren Kopf ganz nicht gnädig davon gekommen war, erhob sich, schüttelte sich die schmerzenden Stellen, machte einen schmerzhaften Versuch, sich zu befreien, und sprach die letzten Worte: „Et es ald got! Et wor ene Preuß.“

Wien, 11. Sept. Die hiesige Polizei hat eine Anzahl von Soldaten, die in der ersten Reihe der Front standen, in die Hände der Feinde übergeben. Die Soldaten, deren Kopf ganz nicht gnädig davon gekommen war, erhob sich, schüttelte sich die schmerzenden Stellen, machte einen schmerzhaften Versuch, sich zu befreien, und sprach die letzten Worte: „Et es ald got! Et wor ene Preuß.“

Wien, 11. Sept. Die hiesige Polizei hat eine Anzahl von Soldaten, die in der ersten Reihe der Front standen, in die Hände der Feinde übergeben. Die Soldaten, deren Kopf ganz nicht gnädig davon gekommen war, erhob sich, schüttelte sich die schmerzenden Stellen, machte einen schmerzhaften Versuch, sich zu befreien, und sprach die letzten Worte: „Et es ald got! Et wor ene Preuß.“

Wien, 11. Sept. Die hiesige Polizei hat eine Anzahl von Soldaten, die in der ersten Reihe der Front standen, in die Hände der Feinde übergeben. Die Soldaten, deren Kopf ganz nicht gnädig davon gekommen war, erhob sich, schüttelte sich die schmerzenden Stellen, machte einen schmerzhaften Versuch, sich zu befreien, und sprach die letzten Worte: „Et es ald got! Et wor ene Preuß.“

Wien, 11. Sept. Die hiesige Polizei hat eine Anzahl von Soldaten, die in der ersten Reihe der Front standen, in die Hände der Feinde übergeben. Die Soldaten, deren Kopf ganz nicht gnädig davon gekommen war, erhob sich, schüttelte sich die schmerzenden Stellen, machte einen schmerzhaften Versuch, sich zu befreien, und sprach die letzten Worte: „Et es ald got! Et wor ene Preuß.“

Wien, 11. Sept. Die hiesige Polizei hat eine Anzahl von Soldaten, die in der ersten Reihe der Front standen, in die Hände der Feinde übergeben. Die Soldaten, deren Kopf ganz nicht gnädig davon gekommen war, erhob sich, schüttelte sich die schmerzenden Stellen, machte einen schmerzhaften Versuch, sich zu befreien, und sprach die letzten Worte: „Et es ald got! Et wor ene Preuß.“

Wien, 11. Sept. Die hiesige Polizei hat eine Anzahl von Soldaten, die in der ersten Reihe der Front standen, in die Hände der Feinde übergeben. Die Soldaten, deren Kopf ganz nicht gnädig davon gekommen war, erhob sich, schüttelte sich die schmerzenden Stellen, machte einen schmerzhaften Versuch, sich zu befreien, und sprach die letzten Worte: „Et es ald got! Et wor ene Preuß.“

Wien, 11. Sept. Die hiesige Polizei hat eine Anzahl von Soldaten, die in der ersten Reihe der Front standen, in die Hände der Feinde übergeben. Die Soldaten, deren Kopf ganz nicht gnädig davon gekommen war, erhob sich, schüttelte sich die schmerzenden Stellen, machte einen schmerzhaften Versuch, sich zu befreien, und sprach die letzten Worte: „Et es ald got! Et wor ene Preuß.“

Wien, 11. Sept. Die hiesige Polizei hat eine Anzahl von Soldaten, die in der ersten Reihe der Front standen, in die Hände der Feinde übergeben. Die Soldaten, deren Kopf ganz nicht gnädig davon gekommen war, erhob sich, schüttelte sich die schmerzenden Stellen, machte einen schmerzhaften Versuch, sich zu befreien, und sprach die letzten Worte: „Et es ald got! Et wor ene Preuß.“

un ich ben och ene: Jo, wenn et ene Ruß gewäs wör.“ Der junge Krieger schwang sich erleichtert wieder auf sein Rad. Der Schuhmann steckte sein Buch wieder ein, die Menge lachte und rief Bravo! und der Ueberfahrene ging in die nächste Wirtschaft — zur Stärkung.

Eine deutsche Mutter. In der Auskunftsstelle des Kriegsministeriums erschien vor einigen Tagen die Witwe eines Offiziers, um über ihre drei Söhne, die sie ins Feld geschickt, etwas in Erfahrung zu bringen. Sie hörte, alle drei hätten den Heldentod erlitten. Der Mutter schossen die Tränen in die Augen. Aber dann lächelte sie noch unter Tränen und sagte: „Daß das mein Mann nicht mehr erleben sollte!“

Die Disziplin im französischen Heere läßt so viel zu wünschen übrig, daß der Kriegsminister Millerand die kommandierenden Generale in einem Zirkular ersuchen mußte, umgehend dem Sichgehenlassen Einhalt zu tun, das in der Haltung und Disziplin der Truppen in einer großen Anzahl von Garnisonen festgestellt werden mußte.

Die französischen Flieger leisten etwas — im Ägäen. In Vinalmont (Belgien) hat einer dieser Helden folgendes Telegramm über dem Ort abgeworfen: „Reiz gefallen, 120.000 Mann getötet. Söhne und Schwager des Kaisers in Brüssel gefangen genommen. Russen haben Breslau besetzt. Deutsche Flotte vollständig vernichtet. Deutscher Kaiser bittet um Frieden.“ Da können unsere Flieger allerdings nicht mit!

Seine Deutsche. Während jeder Staat zu seinen Vertretern bei befreundeten Mächten sich die charaktervollsten Staatsmänner aussucht, werden von der russischen Regierung auf diesen Posten Leute gerufen, die vor keiner Schandtat zurückweichen. Als der jetzige russische Gesandte in Sofia, Sawinski, dessen geradezu expressives Auftreten erst vor kurzem in der bulgarischen Presse einen Entrüstungsturm heraufbeschwor, noch Gesandter in Schweden war, bildete sein Bureau in Stockholm die Zentrale einer unerhörten Spionage. Täglich wurden den schwedischen Offizieren die niederträchtigsten Hochverratsanträge gestellt, jedes schwedische Dorf wurde mit Spionageanträgen heimgesucht. Das russische Geld spielte dabei eine große Rolle. Schließlich wurde dem fauberen Baron das Betreten des Königschlosses verboten und seine Abberufung durchgesetzt.

Die russische Diebesjagd macht vor dem Heiligsten nicht halt. In Striegau wurden von der deutschen Militärbehörde zwei russische Kriegsgefangene festgesetzt, die ihre Regimentstafel geplündert hatten und über die Teilung der Beute in Streit geraten waren. Man fand in den Taschen der tüchtigen Soldaten des Jaren 10.000 Mark in russischem Papiergeld vor. — Keine Offiziere. Zur rechten Zeit wird an ein Wort erinnert, das der Zar vor einigen Jahren zu einem deutschen Prinzen sagte: Ich habe wohl Soldaten, aber keine Offiziere. Die Offiziere kannte der Zar zum Teil persönlich und hielt sie für untüchtig, seine Soldaten kennt er natürlich nicht. Ohne die rechten Führer vermag freilich auch der tapferste Soldat im Kriege nichts auszurichten.

Um die in Feindesland beschlagnahmten Wollvorräte den deutschen Militärmaschinen zuzuführen, hat sich auf Anregung des preussischen Kriegsministeriums in Berlin eine Kriegswollbedarf-Vereinigung gebildet, die nicht als Erwerbsgesellschaft arbeitet und auch keine Gewinne verteilen darf. Aufsichtsrat und Vorstand arbeiten ehrenamtlich und unentgeltlich. Etwa 30 unserer bedeutendsten Militärmaschinenfabriken haben sich durch Zeichnung von Aktien dem neuen Unternehmen angeschlossen, das viereinviertel Millionen Mark Aktienkapital besitzt. Die Geschäftsschlüsse werden durch amtliche Kommissionen überwacht. — Auch in Feindesland arbeiten bereits eine Anzahl Fabriken unter der Leitung deutscher Ingenieure für den Militärbedarf.

Etwa 25.000 Flüchtlinge, meist Frauen und Kinder, aus dem Osten sind in der Provinz Brandenburg in Städt und Land gastfreundlich aufgenommen. Leider hatte ein Teil der Flüchtlinge sich verlaufen lassen, mit ihren letzten geretteten Groschen nach Berlin oder dessen Umgebung zu eilen. Trotz allen belehrenden Zuspruchs war es oft nicht möglich, diese Vorurteile bei den verängstigten, überanstrengten Menschen zu beseitigen, man mußte sie, soweit sie noch für die nächste Zeit Geldmittel besaßen oder ein festes Unterkommen bei Verwandten nachweisen konnten, ziehen lassen, zugleich mit den noch zahlreicheren, denen es trotz aller Verhinderungsmöglichkeiten auf den größeren Bahnhöfen gelang, sich einer Verfolgung und Veratung ganz zu entziehen. Kein Hinweis auf die große Arbeitsnot, die gerade naturgemäß in Berlin herrschen mußte und die teuren Lebensbedingungen der Großstadt konnte sie überzeugen.

Die erste deutsche Kriegsanleihe.

die am 19. d. M. im Betrage von einer Milliarde in 5proz. Schatzanweisungen und in 5prozentiger Reichsanleihe, unkündbar bis 1. Oktober 1924 aufgelegt wird, ist die denkbar beste Kapitalanlage. Es soll keine große Überzeichnung, sondern das Ziel erreicht werden, daß ein großer Teil der Anleihe unmittelbar in die Hand der ersten Zeichner gelangt. 1870 mußte der Norddeutsche Bund schon sieben Tage nach der Kriegserklärung mit einer Anleihe herausspringen. Das Ergebnis war damals infolge der allgemeinen Beunruhigung ein Mißerfolg. Heute ist ein solcher ausgeschlossen. Dank der Gesamtentwicklung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse und der Leistungsfähigkeit unserer Reichsbank konnten wir bis zum Ausgang der siebenten Kriegswache mit der Aufnahme der Anleihe warten. In dieser Zeit hat sich die Kriegslage in so unerwartetem Maße zu unseren Gunsten gestaltet, daß selbst ängstliche Gemüter an der Sicherheit und Zahlungsfähigkeit des Reiches nicht mehr zweifeln können. Die fünfprozentigen Schatzanweisungen werden zum Kurse von 97,50 Prozent ausgegeben. Die Schatzanweisungen sowohl wie die Reichsanleihe gewähren in den ersten zehn Jahren eine Verzinsung von über fünf Prozent. Ein glänzender Erfolg der Anleihe ist mit Sicherheit zu erwarten, aber auch unbedingt erforderlich, um die Hoffnung des Feindes zu zerstören, uns dadurch finanziell auszuhebeln zu können, daß sie den Krieg in die Länge ziehen.

Kriegsallerei. Als bei der Räumung Lembergs die österreichischen Behörden den griechisch-katholischen Patriarchen von Lemberg überreden wollten, die Stadt zu verlassen, erwiderte er: Wo die Herde, da muß auch der Hirte sein! Jetzt haben ihnen die Russen bei ihrem Einrücken in die Stadt zum Kriegsgefangenen gemacht. — Schlechte Zeiten. In Berlin erzählt man sich folgendes Gespräch zwischen zwei Rechtsanwälten: „Nun, wie geht es Ihnen in diesen Krisenzeiten. Herr Kollege?“ — „Ausge-

Lezte Nachrichten.

Berlin, 12. Sept. In weitgehendster Uebereinstimmung bringen die Blätter zum Ausdruck, daß wir durch die unaufhörlichen Siegesmeldungen verwöhnt sind. Die „Post“ (S. 1) sagt: Aus einer gewissen gedrückten Stimmung riß uns die neue Siegesbotschaft heraus. Es geht vorwärts auf beiden Fronten, im Westen wie im Osten wird der Feind geschlagen. Im „Berl. Tgl.“ schreibt Major Morath: Daß wir mit unseren sieben Armeen im Westen vor einer entscheidenden Schlacht stehen, wird überall in der deutschen Heimat empfunden. Das Ausland überschremschmeißt uns mit schauerlichen Kriegsnachrichten, darum ist es doppelt erfreulich, daß mitten im Kampfe vor Paris das Große Hauptquartier sich Zeit genommen hat, uns kurz ein deutliches Bild der Lage zu geben.

Berlin, 12. Sept. Die Siegesnachricht aus dem Osten wird von allen Blättern in ihrer großen Tragweite erfasst und aufgenommen. Der „Volksanzeiger“ sagt: Das bedeutet die Befreiung Ostpreußens. Dafür dankt nicht nur die schwer betroffene Provinz, sondern ganz Deutschland dem genialen Heerführer. Die Hoffnung ist nach der „Kreuzzeitung“ berechtigt, daß auch im Nordosten von Preußen den Russen ein Tannenberg beschieden sein möge.

Berlin, 12. Sept. Die Anteilnahme des deutschen Volkes an der Verwundung des Prinzen Joachim ist besonderer Art. Die „Deutsche Tagesztg.“ schreibt: Wir sind stolz darauf, wie die Mitglieder unserer Fürstenhäuser, wie der Unsern einer, gegen den Feind kämpfen und wenn ihr Soldatenlos es will, sie zu bluten und zu sterben wissen. In wahrhaft vorbildlicher Weise, wird in der „Post“ gesagt, stehen in diesem furchtbaren Völkerringen die Mitglieder der deutschen Fürstenhäuser als hervorragende Heerführer oder als einfache Frontoffiziere im Felde, Schulter an Schulter mit den Unsern bereit, ihr Leben für des Reiches Freiheit in die Schanze zu schlagen.

Wien, 11. Sept. Anlässlich der neuen Schlacht bei Lemberg meldet der Kriegsberichterstatter v. Keden an die „Deutsche Volksztg.“: Die neue österreichische Offensive beweist, daß die Stoßkraft unserer Armeen noch frisch und ungebrochen ist. Die Kampfpause galt den Vorbereitungen zur Offensivbewegung gegen das Zentrum und die östlich stehenden Hauptstreitmächte.

Rom, 11. Sept. Die Turiner „Stampa“ spricht von Kriegsvorbereitungen der Türkei. Snor Pascha soll mit seinem kriegerischen Anhang immer mehr Boden gewinnen. Eine Meldung des „Messagero“ scheint dies auch zu bestätigen. Danach stehen Armeen zwischen Jassa und Gaza bereit, in Ägypten einzumarschieren. Die Küste Syriens sei von türkischen Schiffen blockiert.

Öffentlicher Wetterdienst.

Dienststelle Weilburg.

Wettervorhersage für Sonntag, den 13. Sept. 1914.

Sehr veränderlich, aber tagsüber wolkig und trübe, streichweise Regenschauer bei frischen westlichen Seewinden.

Wetter in Weilburg.

Höchste Lufttemperatur gestern	22°
Niedrigste „ heute	5°
Niederschlagshöhe	4 mm
Lahnpegel	1,10 m

Die amtlichen Verlustlisten

pro Stück 5 Pfg.

sind zu haben in der Expedition des

„Weilburger Anzeiger“.

Frauen und Jungfrauen!

Strickt wollene Socken für die Krieger und liefert sie beim Vaterländischen Frauenverein ab.

zeichnet! Ganz wie S. M.: Ich kenne keine Parteien mehr! — Fliegerstod. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz haben wieder zwei tapfere Flieger, Oberleutnant Jassig und Leutnant Wolf von der österreichisch-ungarischen Armee den Tod gefunden. — Unsinn! Nach Meldungen französischfreundlicher Blätter in der Schweiz sollte auf den italienischen Eisenbahnen der Güter- und Frachtwagenverkehr für Private gegenwärtig aufgehoben worden sein. Das ist natürlich blanke Unsinn, und römische Blätter bestätigen, daß für eine solche Maßnahme keine Begründung vorgelegen hätte. — Was wir unseren Feinden nicht ersparen sollten! Ein gesunder Vorschlag findet sich in der „Tag“. Es soll bei den Friedensverhandlungen von unserer Seite als besonderer Punkt des Friedensprotokolls die Anerkennung verlangt werden: Die pp. Regierung erkennt an, daß sie sich durch Anwendung der Dum-Dum-Geschosse eines Bruches des Völkerrechts schuldig gemacht hat!

Als Melderleiter in den Krieg! In der „Tgl. Abdsch.“ erzählt ein Melderleiter munter seine Erlebnisse. Zuerst sah er täglich auf einer Probe, die in einem offenen Güterwagen verladen war, und die mit den jungen Soldaten quer durch Deutschland nach dem Kriegsschauplatz fuhr. Er konnte so tagelang seine Heimat bewundern und bis dahin hatte er am Krieg nichts auszufehen. Aber eines Tages war die Grenze erreicht und jetzt wurde es anders. Nacht für Nacht mußte er als Melderleiter mit wichtigen Botchaften vom Regiment zur Division reiten, auf einsamen Wegen, den Revolver in der Hand, mitten durch die Frontlinien. Manchen Überfall in stockfinsterner Nacht hatte er auszuhalten, einmal, als er wieder zur Division geritten war und um 12 Uhr nachts zum Regiment zurückkehren wollte, wurde sein Weg mit so starker Gemehrfeuer versperrt, daß er schnell zur Division zurückkehren und bis 5 Uhr morgens warten mußte. Dann aber ging es mit den wichtigsten Meldungen im wahnsinnigsten Tempo zurück, und zur Belohnung durfte er bei der nächsten Meldung zwei Stunden lang das Pferd seines Obersten reiten.

(Fortsetzung folgt.)

3. Liste

der freiwilligen Gaben zum Kriegshilfsfonds
des „Roten Kreuzes“ in Weilburg.

1. Frl. Amalie Loh, Weilburg	5	Mt.
2. Gemeinde-Sammlung, Steeden	626.10	"
3. Ludenschmiede	89.80	"
4. Ergebnis eines Kasino-Stats, Weilburg	5.50	"
5. Kriegerverein, Kirchhofen	50	"
6. Erwin Orb, Weilburg	4.30	"
7. Frau Oberst v. Winterberger, Weilburg (Zur Unterstützung der Angehörigen).	50	"
8. Gemeinde-Sammlung, Niedershausen	75	"
9. Gefang-Verein	75	"
10. Freiwillige Feuerwehr	50	"
11. Ungenannt d. Landesbankstelle Weilburg	250	"
12. Gefang-Verein, Möttau	30	"
13. Karl Medenbach Ww.	5	"
14. Hegemeister Augstein	5	"
15. Ungenannt	3	"
16.	10	"
17. Gemeinde-Kasse Aulenhäusen	50	"
18. Gemeinde-Sammlung, Aulenhäusen	161.10	"
19. Lehrer Dadi, Weinbach	20	"
20. Beamten u. Arbeiter d. Bahnhofs Weilburg	61	"
21. Frau Ernst Tempel Ww., Weilburg	20	"
22. Frau Professor Gundlach,	10	"
23. Gemeinde-Sammlung, Weyer	500	"
24. Schupbach	320	"
25. Beamten u. Arbeiter d. Bahnhofs Weilburg	2	"
26. Stat-Gewinn, Weilburg	1.80	"
27. Karl Planer, Hotelier, Weilburg	20	"
28. Adolf Will, Weilburg	5	"
29. Polizeiwachmeister Bachmann, Weilburg	15	"
30. Frau	15	"
31. Buchhalter „Amrhein, Weilburg	3	"
32. Joachim Stirmemann,	3	"
33. Bergverwalter Müller	50	"
34. Gemeinde-Kasse, Selters	100	"
35. Professor Schlitt, Weilburg	50	"
36. Frau Louis Moser,	20	"
37. Karl Ruffang, Metzger, Hirschhausen	4	"
38. Frau Karl Christmann,	4	"
39. Gemeinde-Sammlung, Reichenborn	6.50	"
40. Frau Lehrer Selzer, Weilburg	10	"
41. Adolf Weil, Rentner,	10	"
42. Gemeinde-Sammlung Bernbach	150	"
43. Friedrich Rosenfranz, Weilburg	25	"
44. Heinrich Bierbrauer,	100	"
45. Gemeinde-Sammlung Allendorf	165.75	"
46. Krieger-Verein	50	"
47. Gemeinde-Kasse Allendorf	50	"
48. Kirchenkasse, Allendorf-Passelbach	20	"
49. Aus Gottesdiensten und Betstunden (Teilbetrag) Allendorf-Passelbach	24	"
50. Gemeinde-Sammlung, Blesfenbach (einschließlich 20 Mt. Kriegerverein, 20 „ Gefangverein.)	150	"
51. Joseph Sternberg, Weilburg	10	"
52. Fritz Sennlaub,	50	"
53. Gefangverein Eintracht, Ennerich	70	"
54. Adolf Möhn, Weilburg	3	"
55. Otto Möhn,	3	"
56. Beamten d. Grube Georg Joseph, Gräveneck	25	"
57. Krieger-Verein Niedertiefenbach,	20	"
58. Gemeinde-Sammlung, Laimbach	74	"
59. Rauch-Klub,	6	"
60. N. N. Weilburg	5	"
61. Gemeinde-Sammlung, Niedertiefenbach	42.55	"
62. Jugendwehr	10	"
63. Pfarrer Speier,	10	"
64. Adolf Strobel, Varig-Selbenhausen	10	"
65. Frauen-Turnverein, Weilburg	20	"
66. Ungenannt, Weilburg	1.10	"
67. „ (durch Frl. v. Dobe), Weilburg	20	"
68. Gemeinde-Sammlung, Hechholzhausen	500	"
69. Ennerich	236.05	"
70. Gretel Langschied,	4.15	"
71. Schullinder,	21.80	"
72. Heinrich Becker, Weilburg	20	"
73. Frau L. Wagner, Ww., Weilburg	5	"
74. Ilse Falk,	2	"
75. Gemeinde-Sammlung, Wolfenhausen	200	"
76. Ungenannt, Weilburg	10	"
77. Wiesenmeister Kern, Weilburg	10	"
78. Frau W. Schuster,	10	"
79. „ Hauptmann Lund, Weilburg	10	"
80. Baumeister Pünger,	15	"
81. Ungenannt,	5	"
82. Gemeinde-Sammlung, Dietershausen	222.95	"
83. Bankhaus Berle, Wiesbaden (Zur Unterstützung von Angehörigen der Teilnehmer).	154	"
84. Gefangverein Uhlend, Hirschhausen	30	"
85. Krieger-Verein,	30	"
86. Skatgesellschaft Adler-Fall-Reisenberg Weilburg	5	"
87. Beamten und Arbeiter der Güter- abfertigungsstelle Weilburg	25	"
88. Spar- und Darlehnskasse, Löhnberg	100	"
89. Ungenannt, Gräveneck	20	"
90. Frau Netti Buchholz, Weilmünster	20	"
91. Komitee für Erfrischung der ausziehenden Truppen, Weilburg	76.15	"
92. N. N.,	—20	"
93. Eduard Rosenfranz, Weilburg	10	"
94. Ungenannt,	3	"
95. Mühlenbesitz, F. W. Engelmann, Weilburg	50	"
96. Gemeinde-Sammlung, Münster	1500	"
97. Obertiefenbach	91.45	"
98. Obst- u. Gartenbauverein	15	"
99. Lehrer Dolina, Weilburg	50	"
100. Ungenannt, Weilburg	40	"
101. Gemeinde-Sammlung, Cubach	146.50	"

Zeichnungen auf die Kriegsanleihen:

5% Deutsche Reichsanleihe unkündbar bis 1924

5% Deutsche Reichsschatzanweisungen

nimmt zu Originalbedingungen spesenfrei entgegen

Hermann Herz.

Weilburg, den 12. September 1914.

102. Gefang-Verein Cubach	30	Mt.
103. Auguste Söhngen, Weilburg	3.85	"
104. Frl. Marie Merkel,	10	"
105. Dionisius Meurer,	54	"
106. Frau Loh,	3	"
107. „ Lehrer Schmidt	10	"
108. Ungenannt,	5	"
109. Gemeinde-Kasse, Edelsberg	300	"
110. Ungenannt, Weilburg	3	"
111.	10	"
112. Brauereibesitzer Helbig, Weilburg	200	"
113. Frl. Sophie Krüger,	5	"
114. Ungenannt, (durch Frau Landrat Leg)	3	"
Weilburg	20	"
115. Ungenannt, Fürfurt	20	"
116. Weilburg. Ruderverein, Weilburg I. Rate	50	"
117. Gemeinde-Sammlung, Gräveneck,	750.60	"
118. Lehrer Dag, Philippstein	50	"
119. Quartiergeld von S. Arnstein, Weilburg	2.40	"
120. Gemeinde-Sammlung, Waldhausen	40	"
121. Medizinalrat Dr. Schaus, Weilburg	50	"
122. Theodor Schlicht,	10	"
123. Gemeinde-Sammlung, Probbach	61.65	"
124. Feinr. Ratschlag, Zimmermstr., Löhnberg	10	"
125. Gemeinde-Kasse, Ernsthausen	100	"
126. Gemeinde-Sammlung	100	"
127. Gefang-Verein Seelbach	50	"
128. Gemeinde-Sammlung, Kirchhofen	150	"
129. „ Kasse, Ahausen	50	"
130. Krieger-Verein,	25	"
131. Fr. L. G., Weilburg	5	"
132. Gesammelt von Herrn Pfarrer Kutz, Efferhausen	100	"
133. N. N., (durch Frl. Mathilde Ludwig, Weilburg	2	"
134. Gemeinde-Sammlung, Edelsberg	307	"
135. Karl Sattler sen., Weilburg	10	"
136. Frau Elfe Böhme	5	"
137. Lokomotivbeamten Weilburgs (durch Herrn Bördner, Weilburg)	14	"
138. Turn-Verein Wirbelau	50	"
139. Geschwister Baurhenn, Weilburg	10	"
140. Frau D., Weilburg	10	"
141. Frau Professor Denckmann, Weilburg	10	"
142. Gemeinde Seelbach	200	"
143. Spar- u. Darlehnskasse, Seelbach	150	"
144. Turn-Verein,	50	"
145. C. L. Müller, Weilburg, Marktstraße	3	"
146. Gemeinde-Sammlung, Winkels	178.25	"
147. Turn-Verein,	50	"
148. Gemeinde-Sammlung, Dillhausen	158	"
149. Frau Dreyfus, Weilburg	10	"
150. Frau Schneidemüller Grün, Obershausen	2	"
151. Skat-Club (durch Herrn Veterinär Ennerich), Weilburg	5.65	"
152. Gemeinde-Sammlung, Döfen	395.20	"

Allen Gebern im Namen des Vereins vom „Roten
Kreuz“ und des „Vaterländischen Frauen-Vereins“ herz-
lichen Dank.

Weitere Gaben werden an der Sammelstelle (Kreis-
sparkasse) jederzeit entgegengenommen.

Weilburg, den 10. September 1914.

Der Landrat.

Leg.

Hafer

— für die Heeresversorgung —

wird in guter Qualität zum Preise von **Mt. 10.—** pro
50 Klg. angenommen von

Louis Kohl, Weilmünster.

Artikel zur Krankenpflege:

**Wächnerinnen-Artikel, Verbandstoffe, Zerri-
gatoren, Bettstoffe, Damenbinden, Eis-
beutel, Stechbetten, Luftkissen, Inhalations-
Apparate, Leibbinden, Geradhalter,
Bruchbänder**

empfehlen zu billigen Preisen

H. Bruchmeier.

Rotes Kreuz.

Die Mitglieder des Roten Kreuzes sind
verpflichtet, im Dienst die Rote-Kreuz-Binde
zu tragen.

Wir bitten dringend, dieser Verpflichtung
nachzukommen, besonders beim Dienst am
Bahnhofs.

Alle Mitglieder, welche ohne dieses Ab-
zeichen erscheinen, müssen ohne Ansehen der
Person zurückgewiesen werden.

Weilburg, den 11. September 1914.

Das Kreiskomitee vom Roten Kreuz.

Apollo-Theater

Limburgerstr. 6. Weilburg Limburgerstr. 6.

Hochmoderne Lichtspiele.

Angenehmer Familienaufenthalt. Unterhaltend u. belehrend.

Eintritt zu jeder Zeit.

Nur Sonntag, den 12. Septbr. 1914 von 3 Uhr nachm.
bis 11 Uhr abends.

Kriegsteilnehmer freien Eintritt.

Programm:

Königin Luise.

1. Teil, 2. Akt. Großes historisches Drama.
2. Leo und die schöne Ruhmagd. Komödie.
3. Wildbad. Farbenprächtige Aufnahme.
4. Meine Frau hat Mut. Komödie.
5. Weibliches Fühlen. Drama.
6. Paulinens Träume. Humor.
7. Metallurgie des Eisens. Hochinteressanter Film.

Der Codesritt bei Ballaklava.

Ergreifendes Kriegs-drama.

Zu zahlreichem Besuch ladet ergebenst ein

Die Direktion.

L. Weigand.

Änderungen im Programm vorbehalten.

Die völlig grundlosen Beleidigungen, die ich
der Hize und von anderen ausgeht am 10. d. Mts.
gegen Herrn Lehrer Weiser von Möttau ausgesprochen
habe, nehme ich mit Bedauern zurück.

Löhndorf, 10. September 1914.

Johann Jakob Gedrich

Kleine Wohnung

zu vermieten.

J. Baurhenn.

Hühnerringe

bei

L. Baurhenn,

Niedergasse.

Postkarten-Rahmen

empfehlen

A. Gramer.

„Schloß-Post“

empfiehlt

Kufmbacher Pelzwaren

Vielfach prämiert. Regelmäßig

empfohlen. Stets frisch im

Anstich u. in Gläsern. Waren

noch nicht eingeführt, werden

Vertreter gesucht.

Näheres durch:

Pehrbräu-Filiale Wiesbaden

Launischstraße 22.

Gute Geister

Ein
Sonntagsblatt
für das
deutsche Volk

Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Hauptliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.
Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

27. Jahrg.

Lied eines deutschen Sängers.

Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei
Von alten frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgefungen,
Es dünkt mir alles Tand;
Der Heerschild ist erklingen,
Der Ruf „Fürs Vaterland!“

Man sagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzing' an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlagenen Mann.
Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenos.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm,
Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Ludwig Uhland.

Gott segne unsre Waffen!



Kriegsgottesdienst im Berliner Dom.



Die begeisterte Begrüßung unseres Kaiserpaares.

Das Auge des Herrn

Roman von Hans M. Osman.
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Eine Untat gegen sich selbst?“ frag Annemarie — „aber Herr von Koczierowski, Sie sollten doch eigentlich stolz auf das sein, was Sie in den letzten sechs Jahren erreicht haben. Sie haben sich in Ihren erwählten Beruf hineingearbeitet, so daß Sie heute von Ihren Berufsgenossen anerkannt werden. Ihrem unerschuldeten, harten Geschick haben Sie wie ein Mann die Stirn geboten und sich mit festem Willen ein neues Lebensschiff gezimmert, als das alte zu zerschellen drohte —“

„— Und mich dabei verkauft,“ unterbrach er sie bitter. „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das ist's, was jetzt seit Wochen an mir nagt. Ich habe meine Freiheit dem Grafen Neufirch verpfändet. Und heute — heute bin ich seine Kreatur. Es ist mir jetzt eigentlich erst zum Bewußtsein gekommen, wie abhängig ich bin, seit — ich Sie kennen gelernt habe, Annemarie!“

Das letzte sagte er ganz leise, fast flüsternd; aber das Mädchen verstand es wohl genug und verstand auch den Sinn, den er in seine Worte legte. Mit erstarrter Stimme sagte sie: „Armer Freund — Sie nehmen, glaube ich, die Sache zu schwer. Der Graf wird Sie kaum wie ein Sklavenhalter behandeln. Er kann Sie doch nicht mit seinen Wohlthaten für Ihr ganzes Leben fesseln wollen, wie an

einer Kette. Und denken Sie doch, was eine schöne Aufgabe Ihrer einmal bevor Sie werden —“

„Gnädiges Fräulein — Annemarie — ich habe hier in dem stillen Wald eine Aufgabe gefunden, die mir und besser erschiene, als alles andere, wenn —“ und er drängte sein Gesicht an das ihre heran, „wenn der freie Mann nicht zu schlecht wäre —“ heiß suchte sein Auge das ihre. Annemarie war es, als wollte die Erde unter ihr in Flammen aufgehen. Ihre unberührte Jungfräulichkeit erschauerte unter dem Blicke, der sich aus dem dunklen Gesichte des Mannes auf sie richtete, doch zog es sie zu ihm hin. „Annemarie,“ flüsterte er noch einmal leise, da sie die Augen zu ihm auf und übergoß, beantwortete sie seine Frage mit einem leisen, scheuen „Ja.“

Im Momente war Koczierowski umgewandelt. Sein schwermütiger Gesichtsausdruck war wie fortgeweht, als sich über ihre Hand beugte, und sie mit einem stolzen Lächeln zum ersten Mal „meine Braut“ nannte.

„Und nun komm, mein Mädchen, laß uns beratschlagen, wie wir die Zukunft gestalten wollen. Annemarie, ach, meine



Ein Abschiedsgruß von zarter Hand beim Ausmarsch.

Ich bin so glücklich, daß ich Dich gefunden habe, nun
 die grauen Schleier, die vor meiner Zukunft lagen, auf
 fortgewischt. Ich sehe jetzt alles so klar vor mir.“
 Annemarie nicht zu sehr von der Schwere des Augen-
 genommen gewesen wäre, so würde ihr die jähe Wand-

das sind ja schließlich alles Zukunftsträume,“ fügte er selbst
 hinzu, als Annemarie nun doch etwas erstaunt aufhorchte.
 War das denn überhaupt derselbe Mann, der ihr noch vor
 wenigen Minuten den Eindruck eines von einer schweren Last
 bedrückten Menschen machte? Der da jetzt auf einmal so sicher
 und zuversichtlich über seine und ihre Zu-
 kunft verfügte, als habe er bereits alles
 im Voraus bis in jede Einzelheit überdacht?

Als Annemarie am Abend in ihrer
 stillen Stube vor dem Bilde ihres Vaters
 saß, überkam es sie immer mehr wie eine
 kalte Ernüchterung. Ihr Großvater hatte
 die nachträgliche Werbung Koczjerowski's
 ziemlich freundlich aufgenommen, er hatte
 sich auch mit dessen Vorschlägen einber-
 standen erklärt, wenn er auch, wie er mit
 resigniertem Lächeln hinzufügte, es lieber
 gesehen hätte, wenn die Hochzeit möglichst
 bald stattfinden und die heimliche Ver-
 lobung vorher vermieden werden könnte.

Annemarie hatte ihren Bräutigam
 nach dieser Unterredung in die Halle hin-
 ausbegleitet und hier hatte er sie zum
 ersten Male in seine Arme genommen.
 Sie hatte sich schon von ihm losgemacht,
 und da war er mit einem höflichen: „Ver-
 zeih', mein Kind, aber das ist nun mein
 Recht und sogar meine Pflicht,“ noch ein-
 mal auf sie zugegangen und hatte sie auf
 die Stirn geküßt. Es war ihr vorgekommen,
 als wenn er auf das „Pflicht“ einen be-
 sonderen Nachdruck gelegt hätte.

Und ehe sie sich dessen bewußt war,
 rollte ihr eine schwere Träne über die
 Wangen. Sie kam sich so einsam und verlassen vor, wie noch
 nie in ihrem Leben. Selbst in den ersten Tagen nach dem
 Tode ihres Vaters hatte sie das kaum so empfunden, wie
 heute an ihrem Verlobungstage.

Des Hauptmanns Feldpostbrief.

Ein Hauptmann der Reserve, der 500 brave Marinemannschaften dem Ort ihrer Bestimmung zuführte, hat im Eisenbahn-
 zuge einige kraftvolle Verse aufgeschrieben, die er mit der Feldpost seinen Freunden zugeschickt hat. Das Gedicht lautet:

Entschieden: Ihr wollt den Krieg!
 Macht den Frieden. Gott gebe uns Sieg!
 Was wir harren ... Ihr habt's gewollt!
 Bei das harren: der Würfel rollt.

Vom trauten Herde treibt ihr uns fort ...
 Bald raucht die Erde von Blut und Mord.
 Was wir errungen mit deutschem Fleiß —
 Drauß! Deutsche Jungen, verteidigt es heiß!

Für Deutschlands Ehre und Deutschlands Glück,
 Und keiner kehre besiegt zurück!
 Ihr Feindesfische, ihr Räuberbrut,
 Die deutsche Büchse — noch zielt sie gut!

Daß Heim und Herd nicht fallen darf,
 Sorg', deutsches Schwert, das wuchlig scharf.

Auf, Brüder! Voran! Zum fällenden Streich —
 Schützt Mann für Mann das Deutsche Reich!

(B. L. M.)

hiesem Sommer alle Hände voll zu tun haben würde, die
 in ein besseres Fahrwasser zu lenken. Als ihr er-
 Verlobter aber würde sein dauernder Aufenthalt auf
 nur zu Gerede Anlaß geben. Sobald im Herbst
 in Ordnung wäre,
 er, nach der offi-
 eine kurze Zeit nach
 gehen, um Vorle-
 über Moorkultur
 Wirtschaft zu
 Die zahlreichen
 auf der Malchen-
 Feldmark sollten in
 und der verwüstete
 allmählich
 wieder werden.

weicht Du, — ich
 der gute Neufisch
 am ersten über mein
 freut — er ist ein
 Kerl, dem
 schließlich auf die paar
 die er für mich
 gelegt hat, nicht an-
 men kann. Vielleicht
 wir ihm sogar
 einmal Schlärentin
 nagen oder gar — aber

Den hatte sie sich in ihren Mädchenträumen, mit den
 Freundinnen im Pensionat, einst ganz anders ausgemalt. Jetzt
 waren diese Träume längst verschwunden in der Sorge um den
 Großvater und das Gut, das ihr einst zufiel. (Fortf. folgt.)



Eingezogene Reservisten passieren die Neue Wache am Kaiser-Franz-Josef-Platz in Berlin.

Unter Serben.

Von Ernst R. v. Dombrowski.

(Nachdruck verboten.)

Ein fast siebenjähriger Aufenthalt in von Serben bewohnten Ländern, der vorwiegend naturwissenschaftlichen Forschungen und der Jagd gewidmet war, hat mich in regen Verkehr mit der Landbevölkerung gebracht und mich deren ursprünglichen Charakter unbefälschter kennen gelehrt, als er sich in den Städten zeigt. Dort lebt der Serbe neben seinem nur zu oft vernachlässigten und als lästige Pflicht empfundenen Berufe ausschließlich der Politik, aber selbst in den sogenannten gebildeten Kreisen fehlt die reale Grundlage zu deren Verständnis, und ein krankhaft aufgepeitschter Chauvinismus verwirrt die Begriffe vollständig. Es herrscht da eine rein serbozentrische Weltanschauung, aufgebaut auf den Dogmen einer Hefepresse, die, da es anständig besoldete und geschulte Journalisten im ganzen Lande nicht gibt, unter dem Einflusse der Parteihauptlinge größtenteils von entgeisterten Studenten und anderen zweifelhaften Elementen geleitet wird.

Wer das Königreich Serbien nicht kennt, kann sich schwer eine Vorstellung davon machen, wie gänzlich schon die Jugend in unverstandenen politischen Begriffen aufsteht. Einmal bettelten mich bei Sabac zwei etwa zehnjährige Jungen an, ohne von mir beachtet zu werden; da schob der größere den kleineren, aber zudringlicheren mit den Worten beiseite: „Herr, du hast ganz recht, daß du ihm nichts gibst, er ist ein Radikaler, aber mir gib, ich bin ein richtiger Fortschrittler!“

Der Fall ist typisch; man braucht nur die kleinen Schuljungen auf ihrem Wege zu und von dem Unterrichte zu beobachten, sie führen in erregtem Meinungsaustrausch die bombastischen Phrasen des „Balkan“ und der „Samouprava“ im Munde, und das ist kein Wunder, denn sie hören zu Hause, auf der Straße und im Schulzimmer wenig anderes; und sind die Bürschchen einmal fünfzehn Jahre alt, so fühlen sie sich als Träger der serbischen Idee. Diese Idee gipfelt darin, zunächst alle von Oesterreich geknechteten und mißhandelten Brüder zu erlösen, das großserbische Reich zu begründen, das ungefähr von Konstantinopel bis Budapest und Graz und vom Schwarzen Meer bis zur Adria reichen muß, und dann im Vereine mit Rußland an die Zivildisation Europas zu schreiten, die vor allem von der einen Schandfleck des 20. Jahrhunderts bildenden „Austria“ niedergehalten wird. Das Bild ist keineswegs übertrieben, man begegnet diesen Anschauungen nicht bloß bei Gymnasiasten, sondern auch bei ihren Lehrern, bei Advokaten, Offizieren und Beamten aller Grade. Sowie die Politik ins Spiel kommt — und sie ist bei allem im Spiel — hören beim Serben Vernunft und Ueberlegung auf.

Dabei wäre es jedoch durchaus verfehlt, das serbische Volk im allgemeinen und insbesondere das Landvolk in irgendeiner Hinsicht für minderwertig zu halten; es ist nur durch künstlich gepflegte Großmannsucht, die sich unter dem Protektorat Rußlands schon seit König Milans Abdankung zu entwickeln begann, seit der Annexion Bosniens und der Herzegowina mächtig answoll und seit dem einmal gegen eine der Zahl und Qualität nach von vornherein nicht widerstandsfähige, das zweitemal gegen eine durch vorausgegangene ungeheure Anstrengungen und Verluste geschwächte Armee geführten beiden Feldzügen ins Maßlose stieg. Von Natur aus steht das Volk auf einer außerordentlich hohen intellektuellen Stufe. Rasche Auffassungsgabe, lebhaftes Phantasie, Vernbegierde, Selbstbewußtsein, Freiheitsdrang, Abneigung gegen Lohnarbeit und eine schnell bis zur Fieberhize steigende Erregbarkeit sind neben physischer Tüchtigkeit seine hervorstechendsten Eigenschaften. Uebrigens gibt es heute keine reinen Serben mehr, auch im Königreiche nicht. Im Nordwesten und Westen begegnet man stellenweise fast vorwiegend kroatischem Blut, im Osten sind rumänische, im Südosten bulgarische, im Süden und Südwesten arnautische Elemente beigemischt; naturgemäß mangelt es auch im ganzen Lande nicht an türkischem, also semitischem Blut, und diese vielfache Mischung bedingt die große Vielseitigkeit der Serben. Es könnte ihnen zweifellos als Kulturvolk eine schöne Zukunft winken, aber erst dann, wenn man sie an Stelle der heute herrschenden Wahnvorstellungen zu einer realen Betrachtung des Weltbildes brächte. Eine vorübergehende Demütigung würde das Uebel nur verschlimmern, diese Menschen müßten erst von Grund auf zu normalen Staatsbürgern oder besser gesagt Weltbürgern erzogen werden.

In den abgelegeneren Teilen des Königreichs wird man ebenso sowohl durch die, wie gesagt, selten hohen Naturanlagen wie durch den unbeschreiblichen Bildungsmangel überrascht, eine Gegenüberstellung, die zu den merkwürdigsten Erscheinungen führt. Hierfür einige Beispiele. Einmal wurde ich fast erschlagen, weil ich Wasser mit Wasser kochend gemacht, das heißt mir Tee auf einem Spirituskocher zubereitet hatte. Die Leute hielten mich für einen Zauberer, und der herbeigeholte Pope schnitt ein höchst bedenkliches Gesicht, und ein ihm verstoßen in die Hand gedrücktes Geldstück brachte ihm eine plötzliche Erleuchtung, worauf er seine Schäflein mit einem wissenschaftlichen Vortrag beruhigte. — Todesangst hatten die Leute vor meinem Feldstecher, sie hielten ihn, da ein Kompaß an ihm befestigt war, der zitternden Magnetenadel wegen für ein giftiges Geschwür und wollten ihn erschlagen. — Mit kaum geringerer Verwirrung taten sie meine hahnlose Flinte, sie konnten gar nicht begreifen, die ohne Hammer losging, und der automatische Patronenauswerter, der aber nur abgeschossene Hülsen heraus schleuderte, verfehlte vollends in ungemeinestem Erstaunen. Sie philosophierten: „Daher Gewehr muß lebendig sein, denn es hat Verstand, sonst könnte es nicht wissen, welche Patrone leer und welche noch voll ist; wer aber Verstand hat, muß lebendig sein.“

Zwei Gestalten vor allem beschäftigen ihre Phantasie, Bismarck und Kronprinz Rudolf. Ueber Bismarck erfuhr ich, daß er der größte Junak (Held) der Deutschen sei, er habe viele Tausende von Franzosen erschlagen, einem wilden Volk, das aus seinen Bergen herabgekommen war, um die deutsche Königsburg auszulündern und in Brand zu setzen. Auch alle Schaf- und Ziegenherden wollten sie fortreiben. Da fuhr Bismarck (sie nannten ihn Bis-Marko) mit seinem Handschar wie ein Ungewitter zwischen sie, spaltete ihnen die Schädel, und täglich konnte er einen großen Saß mit abgeschlachteten Nasen und Ohren der gefällten Feinde an seinen Jar senden. — Kronprinz Rudolf war nicht tot, Gott bewahre! Er ist nur ganz im geheimen nach Rußland gezogen und sammelt dort ein Heer, die tuce Magzari“ — um die Ungarn zu erschlagen. Natürlich dürfen die Ungarn von diesem Plane nichts wissen, damit sie nicht inangewöhnen neue Burgen bauen und alte instand setzen lassen, deshalb sagt man ihnen, Kronprinz Rudolf sei tot. Diese Aeußerungen stammen aus dem Jahre 1894; heute werden Bismarck und Kronprinz Rudolf in Serbien gewiß nicht mehr als Helden gefeiert!

Einer der Bewohner eines kleinen Bergdorfes im Urmalgebiet der Miroc-planina war einmal in Orsova gewesen, hatte dort die Eisenbahn gesehen und daheim von ihr erzählt; seither hielt man ihn für halbverrückt, und wollte man jemanden als recht bezeichnen, so hieß es: Det glaubt auch an die Eisenbahn wie der Jovak. Ich knüpfte an meinen gefährlichen Spiritusapparat an, machte die Leute unter Hinweis auf seinen hüpfenden Deckel auf die Kraft des Wasserdampfes aufmerksam und trachtete dann, ihnen das Rätsel der Lokomotive zu erklären. Der arme Verachtete strahlte vor Freude über seine vermeintliche Rehabilitierung, nannte mich Eintreten für ihn und wollte mir um den Hals fallen, aber mein Eintreten für ihn hatte nur zur Folge, daß jetzt auch ich nicht mehr ernst genommen wurde. — Ganz besonders interessant erscheint es, daß in jener sehr spärlich von Serben, Rumänen und angesiedelten Montenegro bewohnten Gegend südlich des Eisernen Tores im Volle auch noch die nur wenig veränderte Heraklesjage (der Held heißt hier Gjergje Jorgovan) und sogar die Sage von König Midas fortlebt, nur mit dem Unterschiede, daß der langohrige König hier Jar Trojan heißt, eine Reminiscenz an den die Volksphantasie immer noch beschauenden den Kaiser Trojan, von dessen Wunderwerk, der in Stein gehauenen Trojanstraße, unten im Kazanpaß immer noch Reste unter Epheu und Fliedergebüsch schlummern.

Oesterreich-Ungarn steht vor einer für ganz Europa wichtigen Mission, vor der Aufgabe, den alten Brandherd auf der Balkanhalbinsel endgültig zu vernichten und die Serben von sich selbst zu befreien. Für die Monarchie ist das fast eine Lebensbedingung und deshalb auch für ihre treuen Bundesgenossen eine Frage von weittragendster Bedeutung.





„Das Heiligste Schützen wir mit dem Schwerte“. Nach dem Gemälde von R. Witt.

Hänschen.

(Fortsetzung.)

Roman von Heinrich Wildau.

(Nachdruck verboten.)

Der Doktor blickte seine Schwester an und da sah er zum erstenmal die Tränen, die jemand um den Verstorbenen weinte. Das war das Mädchen, die Grete.

„Tuft mir leid, Grete.“ — Sie wußte gar nicht, weshalb der Bruder ihr die Hand auf das blonde Haar legte und leise streichelte.

„Weine nicht, Kind — ich hätte es besser für Dich gewünscht.“

„Was meinst Du, Walter?“

„Es wird nicht viel für Dich abfallen. Einige tausend Mark. Was auf mich kommt, sollst Du außerdem auch noch haben.“

„Aber Walter, ich denke nicht an die Erbschaft. Ich habe nur immer die ganzen Wochen nachgedacht, daß der alte Herr wenig Freude im Leben gehabt hat. Nun hatte ich mir vorgenommen, Dich zu bitten, mich einmal mit hinaus zu nehmen. Vielleicht wäre es mir gelungen, ihn etwas zu erheitern. Das ist nun vorbei, und das tut mir leid.“

Der Doktor wandte sich ab, er kannte das gute Herz seiner Schwester.

„Mach' Dich nur fertig, Grete, die Mutter will mit Dir Einkäufe machen. Sorge nur dafür, daß sie nicht zu teure Sachen kauft, Du kennst sie ja darin und dann kommt Ihr hinaus nach dem Grunewald.“

„Und, was ich fragen wollte, ist Deine Verlobte draußen?“

„Ja, Grete, die wirst Du draußen kennen lernen.“

Die Frau Pastor trat ein. Sie hatte sich mit einer lobenswerten Eile, die sie sonst gar nicht an den Tag legte, schon zum Ausgehen fertig gemacht.

„Nun steht Ihr und plaudert noch? — Dazu ist jetzt doch wirklich keine Zeit.“

Schnell war Grete aus dem Zimmer.

„Es wäre wohl überhaupt das Beste, Walter, wenn Du Deine heutige Sprechstunde abgäbest und Dir eine Vertretung nimmst, für die nächsten Tage wirst Du sowieso Deinem Berufe nicht nachkommen können.“

„Du glaubst wohl, Mama, daß ein Vertreter kein Geld kostet?“

„Aber selbstverständlich. — Die paar Taler spielen doch jetzt keine Rolle.“

Von draußen her erscholl lautes Weinen.

„Na nu,“ sagte der Doktor, „was ist denn mit dem Hänschen los, wo war denn der Junge eigentlich? An den habe ich schon gar nicht mehr gedacht.“

„Ach so, der Bengel von dem Maler — der war natürlich mit der Marie mit — die war einholen.“

„Hör' mal, Mama, Du könntest Dich wirklich etwas freundlicher ausdrücken. Ich weiß nicht, was Dir der Junge getan hat.“

„Das fragst Du noch? Meine Ruhe nimmt er mir. Jeden Tag sitzt er einem von morgens bis abends auf der Pelle. Die Grete hat einen solchen Narren an ihm gefressen, daß sie sich um gar nichts mehr kümmert.“

Ein feines Lächeln leuchtete in den Augen des Doktors auf. „Dann wäre es ja das einfachste, Grete wohnt mit dem Hänschen zusammen.“

„Wohnte — wohntel Wie meinst Du das?“

Er zuckte die Achseln.

„Na, das meine ich nur so, — wo Dir die beiden doch so lästig fallen.“

„Nun, das wird sich in Zukunft ja ändern. Wenn wir erst draußen im Grunewald wohnen — dann wird sie diese Vorliebe wohl bleiben lassen müssen. Der Weg bis zur Prinzen-Allee ist dann wohl etwas zu weit.“

Grete erschien, den Jungen an der Hand.

Sie wandte sich an den Bruder: „Ich weiß gar nicht, was ich machen soll, Walter. Ich wollte Hänschen nach Hause schicken und er weint und klammert sich an mich, als sollte ihm ein Unrecht widerfahren.“

Sie beugte sich zu ihm nieder: „Weine nicht, mein Junge, — ich komm' doch bald wieder. — Morgen kommst Du wieder zu mir.“

Die Frau Pastor sagte spitz: „Vielleicht entschuldigst Du Dich noch bei dem Jungen. So ungefähr klingt das.“ Dann zu Hänschen gewandt: „Hör' jetzt mit Deinem Geheul auf. Das wäre ja noch schöner, uns hier die Ohren voll zu plärren. Die Marie kann Dir noch ein paar Stullen machen, dann bringt sie Dich nach Hause.“

Jetzt mischte sich der Doktor ein: „Komm' mal her, Hänschen. Hier hast Du einen Groschen und nun gehst Du mit der Marie hübsch nach Hause, grüßt Deinen Papa und sagst ihm, daß wir Dich morgen früh wieder holen lassen.“

Der Kleine steckte den Nidel in die Tasche, der weinerliche Gesichtsausdruck verschwand.

„Ich danke Dir, Onkel Doktor, ich werde das Papa bestellen. Bloß die Tante soll mich nicht immer so anschreien.“

„Welche Tante, Hänschen?“

Hänschen zeigte auf die Frau Pastor.

„Ich und anschreien!“ — die Frau Pastor stemmte die Arme in die Seiten — „nächstens wird er mir noch den Mund verbieten. Eine richtige kleine Giftkröte, marisch, allons, nach Hause.“

Die ganze Sonne verflüchtete sich wieder dem Kleinen und jetzt wurde der Doktor ernstlich böse.

„Grete, nimm jetzt die Mutter und geh' mit ihr fort. Das ist ja unglaublich. Zur Kindererziehung hast Du Dich nie besonders geeignet, Mama. Das können Grete und ich Dir persönlich bezeugen. Wenn da nicht unser guter Papa gewesen wäre, mein Gott, ich glaube, wir wären ein paar heitere Charaktere geworden.“

„Natürlich — natürlich — der Vater — der hatte auch immer etwas an mir auszusetzen.“

Grete, welche ihren Bruder kannte und wußte, daß, so langmütig er war, doch plötzlich ein heftiger Ausbruch erfolgen konnte, nahm die Mutter am Arm, sie mit sich aus dem Zimmer ziehend.

Der Doktor atmete auf.

„So, mein Junge — nun will ich Dir etwas sagen, — jetzt sei brav und die Marie bringt Dich nach Hause.“

Er klingelte nach dem Mädchen. Die erschien. Sie war auch, wie die andere Marie vom Grunewald, aus Pommern, aber wenigstens, was der Doktor oftmals mit Genugtuung konstatierte, von netterem Aussehen.

„Hören Sie mal, Marie, — bringen Sie nachher den Jungen nach Hause, machen Sie ihm ein paar ordentliche Stullen und stecken Sie ihm ein paar Äpfel oder was Sie sonst da haben in die Tasche und dann — will ich Sie noch etwas fragen.“

„Herr Doktor wünschen?“

„Graulen Sie sich, Marie?“

In das frischgerötete Gesicht des Mädchens trat ein breites Lachen.

„Ne, Herr Doktor. Ich habe mich noch nie gegrault.“

„Na, na — auch nicht, wenn ein Toter im Hause ist?“

„Ach Gott, Herr Doktor — bis jetzt war bei alle die Herrschaften, wo ich gedient habe, immer ein Todesfall.“

„Eigentlich recht empfehlenswert für Sie. — Aber hören Sie mal zu, Marie. Ich möchte Sie nämlich bitten — Sie haben wohl gehört, daß mein Onkel gestorben —“

„Ja, das Fräulein erzählte mir das.“

„Also gut — ich wollte Sie bitten, daß Sie für einige Tage da heraus kommen und dort die Wirtschaft führen. Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß kein Mann im Hause ist und nur meine Verlobte.“

„Das hat nicht zu sagen. Ich gebe mir sowieso nicht mit den Mannsleuten ab. Da kommt doch nichts bei raus.“

„Also gut — dann haben Sie hier Fahrgeld, und wenn Sie das Hänschen dem Vater abgeliefert haben, — dann fahren Sie mit irgend einer Elektrischen zum Potsdamer Platz, nehmen dort die A-Bahn nach dem Grunewald und können mit der bis vor die Tür der Villa in der Königsallee fahren.“

„Is jut, Herr Doktor. Na, dann komm, Hänschen.“

Der Doktor reichte dem Jungen die Hand und dann ging die Marie mit ihm aus dem Zimmer.

Nach der Sprechstunde erledigte der Doktor seine Krankenbesuche, und es war gegen Abend, als er endlich, und zwar diesmal in einem Automobil, nach dem Grunewald hinausfuhr.

Die Frau Pastor und Grete waren kurz zuvor gleichfalls eingetroffen. Damit hatte der Doktor auch gerechnet. Er wußte, wieviel Zeit seine Mutter brauchte, um Einkäufe zu erledigen. Die war nicht wie die Tochter schnell entschlossen, sondern das Gegenteil, langsam und bedächtig.

Schon im Korridor sagte das Mädchen, als sie ihm Gut und Stod abnahm: „Bloß jut, daß Sie da sind. Da sind zwei Damen gekommen, wovon die eine mir anguckte, als wolle sie mir durchbohren. Das sind wohl die Erben?“

Der Doktor hörte kaum danach hin, sondern fragte: „Wo ist meine Verlobte?“

„Ach so, — das gnädige Fräulein ist, als die Damen vorführen, nach oben gegangen. Ich werde sie holen.“

„Lassen Sie nur, ich werde selbst nach oben gehen.“

Auf halbem Wege kam ihm die Braut entgegen.

Roth sie hatte ein dunkles Kleid angelegt und trug eine schwarze Schleife in dem goldblonden Haar.

„Bist Du schön!“ sagte der Doktor und breitete beide Arme aus. — Sie erröthete.

„Ich bitte Dich, Walter, — bleiben wir jetzt möglichst ernst. Ich glaube, Deine Mutter und Schwester sind gekommen.“

„Ich weiß, — Du brauchst Dich doch aber trotzdem nicht abhalten zu lassen, mir einen Kuß zu schenken.“

Sie tat das und dann traten sie Arm in Arm in das Erkerzimmer, wo die Mutter und Grete warteten.

Die Frau Pastor machte ihre steifste und förmlichste Verbeugung und reichte der Braut kaum die Hand, die in neuen schwarzen Glacés steckte.

Ganz anders Grete.

Sie blickte mit glänzenden Augen auf ihres Bruders Braut, umarmte sie herzlich.

„Ich kann Dir erst jetzt meinen Glückwunsch aussprechen. Wie freue ich mich, Dich endlich zu sehen.“

Diese Worte taten Schwester Martha in ihrer schlichten Einfachheit so wohl, daß sie sofort die Schwägerin in ihr Herz schloß.

Sie küßte sie auf die Stirn und bat: „Daß uns recht, recht gute Freundinnen sein.“

Grete aber antwortete: „Nicht Freundinnen, wie gute Schwestern wollen wir uns verstehen.“

Der Frau Pastor war diese rührende Szene äußerst peinlich. Sie hob ihr schwarzes Vorgehen vor die Augen — das goldene hatte sie zu Hause gelassen und dafür das schwarze gekauft.

„Wie merkwürdig das hier aussieht! Warum stehen die Schränke nicht an den Wänden?“

„Onkel liebt das so,“ erwiderte der Doktor. „Er wollte nicht, daß sich Batterien dahinter ansammeln. Eine Idee von ihm. Uebrigens, wenn Du Onkel sehen willst, so komm mit mir.“

„Ich möchte darum bitten. Ich bin ja nicht zu einer Verlobung hergekommen.“

Das war ein Stieb, der saß.

Schwester Martha zitterte, leise beruhigte sie der Doktor, indem er ihren Arm, den sie noch immer in dem seinen hielt, fest an sich drückte und auch Grete streichelte ihre rechte Hand.

So gingen sie die Zimmer hindurch, bis in das Sterbezimmer.

Dort war im Laufe des Tages bereits der Tote gewaschen und angekleidet mitten im Zimmer, vorläufig noch in seinem Bett, aufgebahrt worden.

Feierlich still brannten in ihren silbernen Randelabern die Lichter, und ein Palmenarrangement mit weißen, schwer duftenden Callen gaben den Hintergrund ab.

Der Doktor beobachtete unausgesetzt seine Mutter.

Fast ein Menschenalter hindurch hatte sie ihren Bruder nicht mehr gesehen. Nun lag er tot vor ihr.

Mehrere Sekunden verharrte sie schweigend, dann wandte sie sich an den Sohn.

„Er sieht sehr alt aus. Viel älter, als ich ihn mir gedacht hätte.“

„Verlassen wir das Zimmer, Mama.“

Grete stand und weinte.

Schwester Martha und der Doktor faßten sie unter die Arme und geleiteten sie hinaus.

Als sie wieder in dem Erkerzimmer waren, sagte die Frau Pastor: „Vielleicht kann das Mädchen jetzt Kaffee machen, wir sind den ganzen Nachmittag unterwegs und hatten keine Zeit, irgend etwas zu genießen. Vielleicht haben Sie,“ zu Schwester Martha gewandt, und das „Sie“ stark betont, „Ruchen im Hause.“

„Ich glaube, ja.“

Schwester Martha verließ das Zimmer.

„Gott sei Dank,“ sagte die Frau Pastor, „daß wir endlich einmal ungestört sind. Man hat doch dies und jenes zu besprechen, was nicht für fremde Ohren geeignet ist.“

Der Doktor fuhr auf.

„Dann gestatte, daß ich auch so lange das Zimmer verlaße, bis meine Verlobte wieder hier ist. Was nicht für ihre Ohren bestimmt ist, braucht auch nicht die meinen zu passieren.“

„Ich bitte Dich, Walter“ — Grete hob beschwörend ihre

Hände und legte sie auf seinen Arm, — „Du weißt doch, wie Mutter ist.“

„Alles hat seine Grenzen, Kind. Von meiner Seite aus tue ich doch faktisch nichts, um Mama in eine so gereizte Stimmung gegen uns zu bringen.“

„Verzeih,“ Walter,“ mischte sich jetzt Schwester Martha, die gerade eingetreten war, ein, — „Du mußt berücksichtigen, daß Du mich noch gar nicht Deiner Mutter vorgestellt hast, und wir uns doch eigentlich wie ein paar ganz fremde Menschen gegenüber stehen.“

Das gefiel der Frau Pastor.

Sie merkte gar nicht, daß Schwester Martha ihr eine goldene Brücke bauen wollte und sich selbst als eine solche darbot.

„Sie haben recht, mein liebes Kind.“

„Aha, dachte der Doktor, jetzt taut sie endlich auf. — Liebes Kind — na, da scheint ja das Eis gebrochen zu sein.“

„Und ich freue mich, daß Sie mehr Laft besitzen, als mein Sohn. Es ist doch hier nicht Ort und Gelegenheit, daß ich Sie in einer solchen ernstlichen Stunde ans Herz drücke und freudig als die Braut meines Sohnes begrüße. Seien Sie versichert, daß ich in den nächsten Wochen gut machen werde, wozu mir heute die Stimmung fehlt.“

Dann wandte sie sich zu dem Sohn.

„Hast Du schon darüber nachgedacht, daß wir das Recht haben, den Nachlaß nach einem Testament zu durchsuchen und verpflichtet sind, das Testament auf dem Gericht zu deponieren.“

Schau, schau, dachte der Doktor, an meiner Mutter ist ein tüchtiger Rechtsanwalt verloren gegangen.

„Ich habe mich noch nicht darum gekümmert, ich denke, dazu ist Zeit bis nach der Beerdigung.“

„Ich bedaure,“ — die Frau Pastor zog die Schultern hoch — „nochmals, ich bedaure, daß ich anderer Meinung bin. Bedenke doch, was in den Tagen, wo so viele fremde Leute hier aus- und eingehen, passieren kann. Es ist unsere Pflicht, dafür aufzukommen. Ich ersuche Dich deshalb, den Schreibsekretär des Verstorbenen zu durchsuchen. Vielleicht ist auch Deiner Braut etwas über ein Testament bekannt.“

„Gewiß, Frau Pastor. Ihr Herr Bruder zeigte mir eines Tages ein Testament und ich weiß, daß das Dokument sich in dem Schreibsekretär im Schlafzimmer des Verstorbenen befindet.“

„Walter, bitte, tue Deine Pflicht.“

Das war Feldweibelton und der Doktor, der keine unnütze weitere Szene machen wollte, gab seiner Braut einen Wink und ging mit ihr stillschweigend in das Schlafzimmer.

Frau Pastor und Grete folgten.

Dort stand der altertümliche Schreibsekretär, der Schlüssel steckte in der Platte und der Doktor öffnete.

Dann wies Schwester Martha auf das Fach, in welchem, wie sie sich erinnerte, das Testament liegen mußte. Der Doktor zog es hervor und nahm zwei zusammengefaltete Dokumente heraus.

Ungeöffnet übergab er sie seiner Verlobten, durchsuchte dann die weiteren Schubladen. Eine größere Summe Geldes in Reichskassenscheinen und Gold, mehrere altertümliche Uhren und Schmuckgegenstände, einige Ringe und dann Geschäftsbücher, sowie Korrespondenzen waren das Ergebnis seiner Durchforschungen.

Offenbar peinlich war ihm die Situation, mehrmals hatte er das eigentümliche Gefühl, als richte sich der Verbliebene, der dort unweit von ihm in seinem Bette lag, auf, stieß seinen kurzen trockenen Husten aus und wollte sprechen.

Er war froh, als er den Schreibtisch schloß, den Schlüssel an sich nahm und jetzt, von den Uebrigen gefolgt, wieder in das Erkerzimmer zurückging.

Jetzt konnte die Frau Pastor ihre Neugierde nicht mehr zügeln.

„Ich ersuche Dich, mir als Schwester meines verstorbenen Bruders das Testament zu geben. Wir werden es gemeinschaftlich lesen und es dann dem Gericht zustellen.“

Schwester Martha übergab die beiden Schriftstücke der Frau Pastor. Die öffnete sie, nahm das Vorgehen und begann zu lesen.

Das erste, was ihr in die Hände kam und das sie laut vorlas, war das Testament, welches der Verstorbene als erstes aufgesetzt und das die Stadt Berlin in Form eines Legates mit seinem Vermögen bedachte.

Ganz gelb und verbissen wurde das Gesicht der Frau Pastor. Das war ja einfach unerhört, und deshalb hatte sie sich in die Kissen gestürzt, um Trauerkleidung für sich und die Grete anzuschaffen — das war ja wirklich lächerlich.

(Schluß folgt.)

